

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 246.

Montag, den 19. Oktober 1908.

23. Jahrgang.

Polar-Eis.

Originalroman von Walter Schmidhäger.

Fortsetzung.

Erst allmählich kam sie zur Besinnung, fuhr mit der Hand über die Augen, als wenn sie träumte und sah Bodo fragend an. Der aber nickte und seine Lippen lächelten ihr glücklichstes Lächeln.

Als das junge Mädchen ruhiger geworden, holte er das Telegramm aus der Tasche.

„Liebster Bodo! Vom ersten Telegraphenamt der bewohnten Welt unseren Gruß. Wir leben! Alle! Morgen erst erfährt die Allgemeinheit unsere Heimreise. Für heut' nur heißen Sehnachtsgruß. Erwarte dich in Hamburg. Bereite Beate und die Reinen vor. Bruno grüßt die Braut! — Robert!“

Das Telegramm war in Tromsø in Norwegen aufgegeben, in den Morgenblättern des nächsten Tages durcheilte die Kunde die ganze Welt. Jedenfalls waren sie jetzt schon wider mit Wasserdampf unterwegs nach dem ersten heimischen Hafen.

Beate nahm das verhängnisvolle Stück Papier, das so unheimlich glücklich machen konnte. Mit einer Art von heiliger Euphorie sah sie ihre lebenden Hände, und dann presste sie es jubelnd an ihre Lippen.

Sie war außer sich vor Seligkeit!

In ihrem Innern sang und jubilierte es, wie ein Hosianna jauchzender Engelsstimmen.

In kaum zehn Minuten war der Schlitten angespannt, und lustig hingelassen die Pferde dem Schlosse zu.

Unterwegs sprach keiner ein Wort.

Ein großes Glück macht stumm!

Leonore hatte den Schlitten auffahren hören und kam den Ankommenden im Wohnzimmer entgegen. Sie hatte etwas Müdes, Apathisches in ihrem ganzen Wesen bekommen; dieser langsame, fast schleppende Gang war früher nicht ihre Art gewesen, und die Blässe des schönen Gesichts, aus dem die großen Augen sich dunkel umschattet abhoben, war nicht nur eine Wirkung des schwarzen Witwenkleides.

„Guten Morgen, Leonore,“ sagte Bodo, herzlich ihre Hand fassend. „Nicht wahr, das ist ein unerwarteter Ueberfall deines bezauberten Schlosses? Aber wir kommen in einer wichtigen Sache. Wir wollen mit dir Kriegsrat halten.“

„Kriegsrat? Wie soll ich das verstehen?“

„Ich werde gleich deutlicher werden! Sieh' dir mal Fräulein Beates Augen an! — Nicht wahr, das strahlt?“

„Um Gotteswillen, Bodo!“ rief Leonore, die sofort alles begriff, wie sie in das Gesicht des jungen Mädchens blickte, auf dem das ganze Evangelium der beglückten Liebe geschrieben stand, „du hast irgend eine indirekte Nachricht von der Expedition?“

„Sogar eine direkte, und zwar von Robert selbst! — Fasse dich, ich bitte dich! Hier ist sein Telegramm!“

Leonore nahm die Depesche, blickte lange hinein, und ein wunderbares Rot stieg in ihren Wangen empor.

Dann schloß sie einen Augenblick die Augen, und nach einem tiefen Aufatmen kamen nur die Worte aus ihrer Brust: „Gott sei gelobt!“

Keine Träne trat ihr ins Auge, nichts Wehes mischte sich in die hohe Festfreude, die ihre Brust erfüllte.

Was sie vor Augen sah, war etwas so Erhabenes, Beseligendes, daß sie nur das Gefühl grenzenloser Dankbarkeit gegen Gott

(Nachdruck verboten.)

empfand; es war das, was sie in langen, einsamen Nächten an ihres Kindes Lager heiß und brünstig ersehnt hatte — Erlösung!

„Wann reisen wir?“ war ihre erste Frage.

„So schnell als möglich. Am liebsten heute noch!“

„Gut! Mit dem Nachtschnellzuge also nach Berlin. Zu Tische bleiben Sie alle hier bei mir! Nicht wahr? Ich ertrüge es nicht, allein zu sein!“

Damit trat sie auf Beate zu, die sie herzlich in die Arme schloß, und wie zwei Schwestern hielten sie sich umschlungen.

Und die Freundschaft, die hier im Glück zwei Frauenherzen aneinander schloß, war eine Freundschaft fürs ganze Leben.

In diesem Augenblick trat Herbert ins Zimmer, der mit seinem Erzieher spazieren gegangen war.

Das blühende Kindergesicht war von der Winterluft leicht gerötet, und neugierig und verwundert blickten seine Augen auf die Gruppe, auf der Mutter leuchtendes Gesicht.

„Da kommt ja unser Kronprinz!“ rief Bodo und hob den Knaben in frohlockendem Uebermut wie sonst empor.

„Weißt du was Neues? Heute Abend verreisen wir!“

„Wir verreisen? Ist das wahr, Mama?“

Leonore nickte: „Zawohl, und noch dazu weit fort!“

„Wohin denn?“

„Zu deinem Papa!“

Nun brach ein Jubel los, der etwas Mäherndes hatte. Der Knabe wußte sich vor Freude nicht zu fassen und umarmte in der Ueberfülle seines Glückes einen nach dem andern. Sogar der Oberförster entging seinen Liebesküssen nicht, die sich um jeden Preis Luft machen mußten!

„Und das Schiff werde ich auch sehen, das die Mama nach mir gekauft hat?“ jubelte er.

„Natürlich. Alles wirst du sehen!“ sagte Leonore und barg den Kopf an seinem lockigen Haupte, um ihre Tränen zu verstecken, die sich lindernd und erlösend aus ihren Augen drängten.

Am Abend reisten alle wirklich ab, und ohne irgendwo sich aufzuhalten, kamen sie in Hamburg an.

Zur selben Zeit hatte schon der Telegraph der Welt das unerhörte Ereignis angekündigt, alle Zeitungen wimmelten von langen Berichten über die wunderbare Heimkehr der längst Totgeglaubten.

Die früheren Gegner der Expedition hatten sich mit einem Schlage in begeisterte Verehrer und Anhänger verwandelt, alles war einig in Bewunderung, Freude und regster Anteilnahme.

Leonore las nichts von alledem; was lag ihr an all der fremden Beurteilung, an all den gedruckten Jubelhymnen? Nicht der große Entdecker war es, der furchtlose Pionier der Wissenschaft, dem sie entgegenhoffte, der Mensch war es allein, dem sie so Bitteres getan, und den der Himmel ihr wiedergab, damit sie ihr Unrecht an ihm gut machen konnte.

Endlich hatte man im Hafen von Hamburg den kleinen Dampfer „Beate“ signalisiert, und stand sein Einlaufen im Laufe des kommenden Tages zu erwarten.

Die ganze Stadt war in Alarm, wie zum Einzuge eines siegesgekrönten Fürsten rüstete sich jedermann, die Heimkehrenden willkommen zu heißen.

Im Hafen sah man am frühen Morgen schon ein buntes, flatterndes Gewirr von Wimpeln und Flaggen, die sich an den Masten aller Schiffe im hellen Sonnenscheine wiegten. Im Laufe

des Vormittags hielten die Häuser am Hafen, das Seefahrtsamt und das Lotsen-Kommando zuerst, die Fahnen, fast zur selben Zeit tauchte der festliche Schmuck in den Straßen auf.

Zu Tausenden strömten die Menschen in wimmelndem Zuge nach dem Hafen hinaus, Segelboote, Motoren und Privatjachten flogen über die im Lichte eines herrlichen Tages glimmernden Bogen mit dichtbesetzten Vergnügungsdampfern um die Wette, alles im buntesten Wimpelschmuck, den Kommenden entgegen.

Der Senat der ehrwürdigen Hansestadt hatte für den Abend ein feierliches Bankett in den Räumen des Rathhauses vorbereitet, die Matrosen der Schiffe aller Nationen, die im Hafen vor Anker lagen, haben einen pompösen Fadelzug in Aussicht genommen.

Jeder, vom Höchsten bis Geringsten, hatte das spontane Bedürfnis, seiner Freude einen lauten, weithin hallenden Ausdruck zu geben.

Gegen 1 Uhr mittags löste sich aus dem Gewirr der Schiffe ein elegantes Fahrzeug, ein kleiner, schlankgebauter schöner Privatdampfer, auf dessen Fahnenstange die heimliche Landesflagge flatterte.

Jedermann kannte das vornehme Schiff, das oft seinen Kurs aufs Meer hinaus genommen hatte, die in den Werften Kiels gebaute Dampfjacht eines amerikanischen Millionärs, der im Sommer eine prächtige Villa in Monteneise bewohnte.

Heute trug sie die kleine Gesellschaft derer, die den Heimkehrenden zuerst begrüßen mußten, fern vom Lande, mitten in der Einsamkeit der Wasser. — Der Eigentümer hatte das Schiff dem gestern abend eingetroffenen Gesandten zur Verfügung gestellt, der im Namen seines königlichen Herrn dem Totgeglaubten die Hand zum Willkommen schütteln sollte.

Und neben dem lebenswürdigen Diplomaten auf der Kommandobrücke stand eine hohe, blendend schöne Frau im schneeweißen Kleide und weißem, mit Pelz verbrämten Mantel, einen kleinen Hut mit weißen, flatternden Federbüscheln auf dem üppigen Haar.

Was fragte sie danach, daß der kalte Seewind ihr schneidend ins Gesicht piff und ihr fast den Mantel von den Schultern reißen wollte!

Die eine Hand an die Brüstung geklammert, die andere mit dem Fernrohr dicht an das Auge gepreßt, stand sie da, regungslos wie ein Stein, und nur die hochatmende Brust verriet ihre ungeheure Erregung, ihre fiebernde Ungeduld.

Sie mußte ihn zuerst erblicken, das war selbstverständlich.

Auf Deck gingen Beate, am Arm des Vaters, und der Oberbürgermeister im Gespräch mit der Gattin des Gesandten unruhig auf und nieder. Bodo stand mit Herbert am Backbord.

Keiner hörte auf das, was der andere sprach. Jeder war mit seinen Gedanken weit draußen inmitten der wogenden Rämme der See.

Als das Dampfboot durch eine Gruppe kleiner Fahrzeuge mit seiner glatten Geschwindigkeit hindurchschnitt, die etwas Antilichs, Offizielles hatte, mußte irgend jemand den Oberbürgermeister oder die Dame an seiner Seite erkannt haben und auf den Zweck der pfeilschnellen Fahrt schließen, denn ein begeistertes „Hoch“ brauste plötzlich zu dem exponierten Platz hinauf, wo Leonore stand, weithin allen Augen sichtbar.

Und dieser Hochruf stiedte an, pflanzte sich fort, von Boot zu Boot, von Mund zu Mund, und scholl ihr entgegen, bis der „Reisor“ das letzte der begleitenden Fahrzeuge hinter sich gelassen hatte und nun einsam und majestätisch wie ein Delfin durch den Schaum der Wellen dahinglitt.

„Da!“ schrie Leonore auf und zeigte mit der Hand nach dem Horizont, wo soeben eine kleine, kaum bemerkbare Rauchwolke aufzusteigen schien. — „Sehen Sie dort, Erzellenz — rechts!“

„Ich glaube, es wird die „Beate“ sein,“ antwortete der Gesandte und seine Stimme zitterte vor Erregung, und etwa fünf Minuten herrschte auf dem Schiffe eine Totenstille. Jeder schaute angestrengt durch sein Glas, als könnte er mit magnetischer Kraft der Blicke den aufgetauchten Dampfer heranziehen.

„Es ist das Schiff!“ jubelte Leonore, „es kann kein anderes sein. Sehen Sie nur den eigenartigen Bau des Bugs, die charakteristische Takelage! Es ist die „Beate“!“

„Schluß“ folat

Österreichs Liebling.



Kronprinz Rudolf-Denkmal in Budapest

Im Stadtwaldchen zu Budapest ist am 12. d. Mts. ein Denkmal des verewigten Kronprinzen Rudolf von Österreich-Ungarn enthüllt worden. Das ganze ungarische Volk hat seiner Liebe und Verehrung für den so früh aus dem Leben geschiedenen Königssohn dadurch Ausdruck gegeben, daß es in seiner Gesamtheit für das Zustandekommen dieses Denkmals Sorge getragen hat. So entstand dieses Monument als ein wahres Volksdenkmal; dieser Idee hat der Schöpfer des Standbildes, der Bildhauer Nikolaus Ligeti, in vortrefflicher Weise künstlerischen Ausdruck verliehen.

Auf Wunsch des Denkmalskomitees hat er die legendäre Liebe und Anhänglichkeit verkörpert, die das ungarische Volk dem verstorbenen Kronprinzen gewidmet hat und heute noch entgegenbringt. So hat Ligeti den Kronprinz einfach, ohne jede Pose, auch frei von dem Zwang der Uniform, in Jägertracht dargestellt. Der Einweihung des Denkmals wohnten Vertretungen der Regierung und aus allen Teilen Ungarns Repräsentanten bei. König Franz Josef, sowie die Gräfin Sönghay, die einstige Gemahlin des Kronprinzen Rudolf, und seine Tochter, die Fürstin Windischgrätz, waren ebenfalls anwesend.

Dies und Das.

□ **Amerikanische Millionäre.** In den Vereinigten Staaten leben zurzeit genau 3828 Millionäre, wie eine New Yorker Zeitung erzählt. Im ganzen beträgt das Vermögen dieser 3828 sechzehn Milliarden Dollar, eine Summe, die ungefähr ein Fünftel des amerikanischen Nationalvermögens beträgt. Die Millionäre sind in den Vereinigten Staaten ziemlich dicht gefät, denn auf je 20 000 Einwohner kommt schon einer. Vor acht Jahren gab es in den Vereinigten Staaten nur sechs Millionäre und von diesen besaßen nur zwei, nämlich Jakob Astor in New York und Stephan Girard in Philadelphia, jeder drei Millionen Dollar, während heute 4 000 000 Dollar der Durchschnitt ist. Man sieht hieraus auch, daß die jetzigen Millionäre ihren Reichtum sich selbst erarbeitet haben müssen, und das stimmt auch, denn tatsächlich verdanken 88 Prozent unter ihnen ihr Vermögen ihrer eigenen Tatkraft, während nur 12 Prozent den erblichen Besitz weiter ausgebaut haben.

Rückkehr.

Das ist gewiß die größte Not,
Wer aus der Fremde kehrt nach Haus
Und findet seine Liebste tot;
Da geh'n ihm alle Freuden aus.

Es war an einem Sonntag früh,
Da kam ich in die Stadt hinein;
Ich dachte nur allein an sie;
Wie wollten wir nun glücklich sein!

Und an der Kirche zog ich hin,
Wo ich das erste Mal sie sah;
Ich hörte Orgelklang darin,
Wie schlug mein Herz so fröhlich da!

Hier, dacht' ich, wirst du sie nun seh'n,
Wie sie für dich zum Heiland fleht;
Ich wollt' auch ganz von ferne seh'n,
Um nicht zu stören ihr Gebet.

Und wie ich in die Kirche kam,
Ward plötzlich mir so angst und bang,
Ein jedes Aug' in Tränen schwamm,
Sie sangen einen Grabgesang.

Und wie ich kam zum Hochaltar,
Da sah ich — ach du lieber Gott! —
Den Rosenkranz im blonden Haar,
Die Liebste blag und starr und tot!

Wie mir da ward, ich weiß es nicht,
Solch Schmerz ist wirklich auch zu groß;
Und daß er nicht das Herz zerbricht,
Ist doch das allerschlimmste Los! — —

Reinick.

Liebeszauber.

Wie aus des Mittelalters grauesten Tagen klingt es, wenn wir von dem Liebeszauber lesen, der noch heute bei den wilden Völkern eifrig angewendet wird. Zu den interessantesten Forschungen der Gegenwart zählen da u. a. die Schilderungen, die R. Parfison in seinem Werk „Dreißig Jahre in der Südsee“ (Streders und Schröders-Stuttgart) niederlegte. Nach der Uebersetzung von Dr. V. Anfermann vom Berliner Mgl. Museum für Völkerkunde erfahren wir, daß bei jenen Stämmen folgende Zauberei angewandt wird, um zu bewirken, daß ein Mädchen jemand zur Ehe begehre: „Man nimmt bei den Neupommern eine Dracäne (Frucht), flüstert Zaubersprüche über Ingwer, kaut ihn, legt ihn auf die Dracänenblätter und reibt letztere damit, wobei der Name des betreffenden Mädchens genannt wird. Die Blätter werden dann im Hause aufgehängt und Feuer darunter gemacht; dies geschieht am Vorabend eines Tanztages. An diesem Tage selbst steht man früh auf, schüttet gekauten und bezauberten Ingwer in einen Blattrichter mit Meerwasser und besprengt sich mit dieser Mischung mittelst der Dracänenblätter Brust und Rücken. Das Blattbüschel legt der Jüngling nach dem Gebrauch auf einen Pfosten der Hütte und geht zum Tanze. Er blickt er hier das Mädchen, so begibt er sich in dessen Nähe und sucht es mit seinem Rücken zu berühren. Wenn sich nun hernach das Mädchen niedersetzt, so soll es in Ohnmacht fallen und auf Fragen der Anwesenden zur Antwort geben: „Der R. R. hat mich bezaubert, ich will ihn heiraten. Sagt ihm, daß er komme und mich heile.“ Der junge Mann bezaubert nun Wasser und schickt es ihr, sie trinkt dasselbe und ist genesen. Nach den üblichen Ceremonien werden die beiden dann verheiratet.

Faßt ein junger Mann eine Neigung zu einem Mädchen, so kann er zur Gewinnung ihrer Gegenliebe auch folgendes Verfahren anwenden: Er wickelt in Bananenblätter gewisse Pflanzenarten, legt an einen abgelegenen Ort das Bündchen auf Feuer und singt ein Lied, in welchem der Name des betreffenden Mädchens mehrmals wiederholt wird. Dies setzt er mehrere Tage fort, bis irgendwo ein Tanzfest stattfindet. Bei dieser Gelegenheit dreht er aus bezauberten Tabakslättern eine Art Zigarre und gibt dieselbe einem Verwandten des Mädchens, der in das Geheimnis eingeweiht ist, zu rauchen. Dieser raucht einen Teil davon ganz in der Nähe des Mädchens und bläst letzterem den Rauch ins Gesicht. Den Rest gibt er dem Bewerber zurück, der ihn in

zwei Teile zerlegt, wovon er den einen in das Nest einer bestimmten Ameisenart, den anderen auf Feuer legt. In der Nacht empfindet das Mädchen nun plötzlich eine heftige Neigung zu dem jungen Mann. Sie soll öffentlich nach ihm weinen, ihn bei der Hand nehmen und bitten, sie doch zu heiraten. Selbst wenn der Jüngling sie anscheinend kalt zurückstößt, soll sie mit Bitten und Weinen nicht nachlassen. Wenn man sie fesselt, soll sie, sobald sie wieder frei ist, zu dem jungen Manne laufen und nicht nachgeben, bis daß er sie heiratet.

Wenn eine Frau ihrem Manne entläuft, so kann dieser sich auf folgende Weise rächen. Er macht eine Schlinge in einem Bindfaden, schleicht sich vorsichtig in die Nähe des Hauses, in welchem die Frau sich aufhält, und hält hier die offene Schlinge in Bereitschaft, indem er Zaubersprüche über dieselbe flüstert. Sobald die Frau spricht, zieht er die Schlinge zu. Darauf macht er einen Spalt in eine bestimmte Schlingpflanze und steckt den geknoteten Bindfaden hinein. Sobald dann der erste Regen auf die Frau fällt, sollen sich ihre Glieder krümmen, sie soll Wunden bekommen, allmählich abmagern und sterben, falls es nicht vorher einem Zauberer gelingt, sie zu entzaubern. Dieses Verfahren, das „Stimmen binden“ oder „Laute binden“ heißt, kann auch gegen Männer angewendet werden.

Ein anderes Verfahren ist folgendes: Der Mann sucht von der weggelaufenen Frau Haare zu bekommen, tut dieselben in eine ausgehöhlte Frucht und trägt sie eine Zeitlang mit sich umher, abwartend, ob die Frau nicht zurückkomme. Ist dies nicht der Fall, so wirft er die Frucht mit den Haaren in ein Wasser, worin der Köt sich aufhält. Dieser soll dann in die Frau hineinfahren und sie von innen zernagen, so daß sie unter großen Schmerzen stirbt.

Bindet der Mann die Haare an eine gewisse Schwalbenart, so soll dadurch bewirkt werden, daß die Frau unbeständig wird und von einem Manne zum anderen läuft. — Merkt ein schlaues Weib, daß ihr Mann Haare von ihr hat, so geht sie wieder zu ihm, stellt sich, als ob sie bei ihm bleiben wolle, sucht in den Besitz der Haare zu kommen und entflieht mit ihnen.

Napoleons erste Ehe.

Ueber die Art, wie Napoleon seine erste Ehe schloß, bringt das Buch „ Hortense de Beauharnais“ von Arjuzon folgende Einzelheiten:

Am 9. März 1796 fand die Ziviltrauung von Napoleon und Josephine in einer Privatwohnung der Rue d'Antin statt, welche während der Revolution zum Staatseigentum erklärt und dann als Stadthaus des zweiten Arrondissements von Paris gebraucht wurde. Am Tage vorher war der Hochzeitskontrakt unterzeichnet worden; der Notar Maguideau hatte ihn zu Papier gebracht, während nur ein einziger Zeuge, Bürger Demorais, der Adjutant des Generals Bonaparte, zugegen war.

Der zukünftige Ehegatte erklärte, kein bewegliches und unbewegliches Eigentum außer seiner Garderobe und seiner Feldausrüstung zu besitzen, aber als der Wert der letzteren durch eine Ziffer ausgedrückt werden sollte, ließ er dieses offene Eingehändnis seiner Armut durchstreichen und an dessen Stelle das Versprechen setzen, daß er seiner zukünftigen Gattin eine Leibrente von jährlich 1500 Frank aussehe; aus welchen Mitteln, wurde nicht bemerkt, was im Grunde auch nicht nötig war, da die Bürgerin Beauharnais ebenso arm war wie ihr Gatte. Auf dem Original dieses Kontraktes, das sich im Besitz einer Familie Mohot de la Querantonnais befindet, ist die Unterschrift Napoleons fast unleserlich, sie lautet: Napoleone Bonaparte, während Josephine eine zierliche und deutliche Hand hatte.

Am anderen Tage, als die Trauung in Gegenwart von Barras und Tallien vor sich gehen sollte, ließ Napoleon ziemlich lange auf sich warten. Josephine, die das Schlimmste zu befürchten schien, nämlich, daß der Erwartete von plötzlicher Reue befallen worden sei, war außerordentlich aufgeregt, bis endlich die Tür aufgerissen wurde und der General mit seinem Adjutanten Demorais erschien. Der Standesbeamte war eingeschlafen und mußte von Napoleon, der ihn an den Schultern packte, wachgerüttelt werden.

Napoleon wurde im Eheregister als achtzehn Monate älter eingetragen, als er in der Tat war, überdies stand darin, daß er in Paris geboren sei, während Josephine sich einen Geburtschein zu verschaffen gewußt hatte, der sie vier Jahre jünger machte. In

zehn Minuten war alles abgelaufen. Das Gepäck saß in einem Wagen, der früher königliches Eigentum gewesen war und den sie auf Verwendung von Barras vom Comtes de Salor l'abbé erhalten hatte, in die von ihr auf sechs Monate gemietete höchst einfache Wohnung in der Rue de Chantecroix zurück, die das Eigentum von Talmas Gattin war.

Als Napoleon eintrat, fand er Fortune, den Budel Josephine's, auf seinem Bett; wie er später selbst erzählte, wurde er von dem Kötter, der sich von dem Eindringling nicht vertreiben lassen wollte, in den Fuß gebissen, was ihn aber nicht abhielt, aus Italien in einem Briefe an Josephine zu schreiben: „Eine Million Küsse und selbst für Fortune, trotz seiner Unart.“ Am anderen Tage wollte Josephine ihrem Gatten ihre zwei Kinder Hortense und Eugen vorstellen; erstere hatte ihn bei Barras kennen gelernt, aber der Eindruck, den ihr späterer Stiefvater auf sie machte, muß sehr ungünstig gewesen sein.

In der Pension von Madame Campan, in welche sie für billigeren Preis als die anderen Zöglinge aufgenommen worden war, soll sie eines Tages während des Unterrichtes laut geweint haben, weil sie, wie sie gestand, fürchtete, vom General Bonaparte sehr strenge behandelt zu werden. Diese Furcht scheint auch die Mitschülerinnen ergriffen zu haben, sie zitterten, als Napoleon eines Tages einer Unterrichtsstunde beizuwohnte; es scheint ihm aber sehr gut gefallen zu haben, denn er hielt der Madame Campan eine freudige Lobrede über ihren Unterricht und meldete ihr dabei, daß er ihre seine Schwester Karoline, die aber noch gar nichts wisse, anvertrauen werde. Wie man weiß, ist später das Gegenteil von dem eingetroffen, was Hortense damals befürchtet hatte. Napoleon aber reiste bereits zwei Tage nach der Hochzeit, am 11. März 1796, nach Italien ab, wo er den Oberbefehl über die französische Armee übernehmen sollte. Das waren die Sonntage der Kaiserin Josephine.

Goethe im Verkehr.

„Goethe im Verkehr“ ist eine, soeben von Ludwig Geiger erschienene interessante Abhandlung betitelt. Der Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs schildert zunächst „Goethe als Vater“. August, der einzige Sohn, der leben blieb, machte Goethe keine große Freude. „August war eine wilde Natur. Er war sinnlich und trunksüchtig. Er starb 1830, zwei Jahre vor dem Vater, in Rom, wo er sterben wollte, weil er sein verfehltes Leben nicht weiterzuführen imstande war.“ Augusts Gattin, Ottilie, geborene v. Pogwitzsch, hat von 1817—32 dem Alten das Haus verschönt. Nicht geführt, denn sie war eine unfähige, dazu leichtsinnige Haushälterin, so ungeeignet, daß der Alte die Bücher führen, die Schlüssel zum Goldstall ihr fortnehmen, die Diensthofen anstellen und sich um die kleinsten Einzelheiten der Wirtschaft kümmern mußte. Und doch erscheint sie als die Sonne, die dem Hause am Frauenplan in Weimar leuchtete, dem Alten eine liebe Gefährtin durch ihre Anmut, ihr geistreiches Plaudern, ihre Beweglichkeit und Frische...

Goethes Entel waren die Freude und Seligkeit des Alten. Er verwöhnte sie auf unerhörteste Weise. Aber es trat leider das entgegengesetzte Resultat ein von dem, was der Erzieher wünschte. Wenn Wolfgang mit einem schlechten Biß von sich sagte: „Mein Großvater war ein Hüne, ich aber bin ein Hühnchen“, so zeichnete er den Gegensatz sehr treffend... Auch die „Hausverwandten“ Goethes, die Männer, die bei ihm in Weimar ständig aus und ein gingen, kommen bei dem Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs nicht besonders gut fort. Er sagt: „Kanzler Müller, der ständig um Goethe weilte, war gewiß ein tüchtiger Staatsbeamter, aber ein kleiner Mensch: empfindlich, ruhmüchtig, eingebildet.“ Niemer und Erdmann, Goethes ständige Helfer, bezeichnet Geiger als „unedle Naturen“, dazu inferior...

Von Goethes Freunden ist Zelter, der Leiter der Berliner Singakademie, der einzige, dem Goethe in späteren Jahren das brüderliche Du anbietet, der einzige, dessen Korrespondenz er für den Druck bestimmt und vorbereitet. Selbst seine kleinen Angelegenheiten, die ihm bei anderen peinlich, ja unerträglich waren, duldete er, wie das Brillantentragen, oder unterstützte er geradezu, wie das Schnupfen. Eine Brunnentur nannte eine vertraute Freundin jeden Besuch des Berliner Musikers, ehemaligen Maurermeisters, im Hause zu Weimar. War Goethe krank, so brachte ihm Zelter Erquickung; war er verstimmt, so konnte jener durch seine Schnurren und Erzählungen ihn aufheitern. Als Musiker

war Zelter schon zu seiner Zeit von anderen überholt, aber der Mensch in seiner Wiederkeit, in seinem Aufblick gestelltem, in seiner Kraft den Schicksalschlägen gegenüber, in seiner harmonischen Ausbildung und in seiner liebenswürdigen Einfachheit erquidte dem Alten das Herz...

Will man aber eine volle Vorstellung von Goethe im Verkehr mit anderen erhalten, so muß man ihn als Vorleser, als Gesellschafter und Plauderer betrachten. Wer das Glück hatte, ihn als Vorleser zu hören, vergaß den Eindruck zeitweilig nicht... Standesunterschied kannte Goethe in seinem Verkehr nicht. Es erfreuten sich Fürsten und — Scharfrichter seines Umgangs, denn ein wirklicher Scharfrichter fuß in Eger durfte sich seiner freundlichen Beachtung rühmen...

Die Skatdecke.

Auflösung zu Nr. 240.

Kartenverteilung:

V. aD, 9, 8, 7; bA, K, 9; cA, K, 9.

M. a b cB; b7; c8, 7; dA, K, 9, 7.

H. dB, aA, 10; b10, 8; c10, D; d10, D, 8.

Etat: aK, bD.

Spiel:

1. V a9, cB, aA (— 13) 2. M b7, b8, b9

3. V a8, bB, a10 (— 12) 4. M c7, cD, cK

5. V a7, aB, dB (— 4)

Den Rest nimmt der Spieler, die Gegner sind nur bis 29 gekommen. Zieht M im 4. Stich dA an, erhalten die Gegner 57. Das Spiel geht dann: 5. wie oben. 6 M d9, d10, c9 (— 10). 7. H d8, cK, d9 (— 4). 8. M d7, c10, bK (— 14).

Nichtige Lösungen schickten ein: Paul Mauer-Wiesbaden — Ed. Herr-Wiesbaden — Th. Jeller-Wiesbaden — Sch. Strider-Wiesbaden — C. Fabra-Wiesbaden — Stammtisch „Prinz Nicolas“-Wiesbaden — Skatdecke „Café Gambriuns“-Wiesbaden — Ph. Dauster-Wiebrich — Herm. Desterling-Wiebrich — R. Weder-Wiebrich.

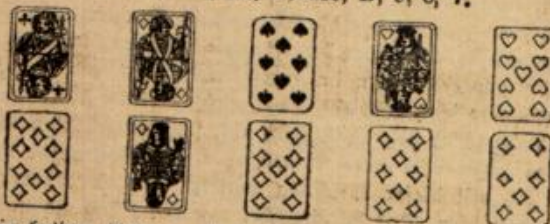
Etat-Aufgabe.

b c d die vier Farben. — V M H die drei Spieler.

Ramsch aufs Ganze.

Eins der schwierigsten, aber auch interessantesten Spiele ist der „Ramsch aufs Ganze“. Einen solchen gewann V, der Vorhandspieler, auf folgende Karte:

a dB; b8; cK, 9; d10, D, 9, 8, 7.



Die beiden Anderen sind mächtige Maurer und hatten trotz guter Karte gepakt, um V hineinzulegen. M. hatte ein siebenstrümpfiges a-Handspiel, das er aber aus prinzipieller Abneigung gegen alle Siebenstrümpfigen sich verkniff. S. hätte sowohl werden, wie aus der Hand spielen können. Als V den Ramsch bestimmte, rechnete er natürlich sicher darauf, daß er nicht die meisten Augen erhalten könne. Aber da ihm in den beiden ersten Stichen jedesmal ein Aß hineingeschmiert wurde, faßte er den Entschluß, wenn angängig, aufs Ganze zu gehen, d. h. so zu spielen, daß die Gegner ihm keinen Stich abnehmen. Natürlich darf man — und hierin liegt eben die Schwierigkeit — die Gegner nicht vorzeitig die Absicht merken lassen, sondern muß sie bei dem Glauben lassen, es handle sich um einen gewöhnlichen Ramsch, bei dem jeder bemüht ist, die wenigsten Stiche zu machen. Merken die Gegner den Plan vorzeitig, so nehmen sie einen Stich und die Geschichte ist Essig. Hier aber glückte dem V seine Absicht. Im Etat lag c 10, 7. Jeder der beiden anderen hatte zwei Aße in der Hand. Wie war Kartenverteilung und Gang des Spiels?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glöbe in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Lehmann in Wiesbaden.